Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 22 (1942-1943)
Heft: 11

Nachruf: Simon Gfeller 1868-1943
Autor: Schaer, Adolf

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Simon Gfeller 1868/1943.

Von Adolf Schaer.

Als im Jahre 1910 Simon Gfellers erstes Buch „Heimisbach" (Bilder und Bigäbeheite-n-us em Pureläbe) erschien, wußte man außerhalb seiner Bürger- und Wohngemeinde Lützelflüh noch herzlich wenig von diesem neuen Dichter, obschon er damals bereits 42 Jahre alt war. Seine Freunde und Berater dagegen, Otto von Greyerz, Emanuel Friedli, der in Lützelflüh an seinem ersten Band „Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums" arbeitete und der Maler Rudolf Münger hatten das Buch längst heranreifen sehen und wußten auch schon, daß es für die von ihnen ins Leben gerufene Heimatschutzbewegung eine mächtige Stütze darstellen würde. Namentlich von Greyerz hatte dem Buch zu Gevatter gestanden, wofür ihm der Autor mit einer Widmung dankte. Damit meinen wir nicht den Inhalt oder Gehalt, sondern die Form, insbesondere aber die Schreibweise der Mundart, über die sich Gfeller im Anhang wie folgt hören läßt: „Mundart zu schreiben bietet große Schwierigkeiten. Zwei Forderungen bedrängen den Dialektschriftsteller: Der Kenner wünscht sorgfältige Herausarbeitung der Eigenart eines Idioms, der gewöhnliche Leser verlangt eine Schreibung, die ihm leichtes Verständnis und müheloses Genießen ermöglicht. Will man der ersten Forderung nachleben, so führt dies zu streng phonetischer Schreibung mit starker Veränderung der bekannten schriftsprachlichen Wortbilder. Räumt man der zweiten Forderung das Vorrecht ein, so heißt die Losung: Anlehnung an die Wortbilder der Schriftsprache". Weil Gfeller aber nicht an die Literaten, sondern an das einfache Volk dachte, so „verzichtete er auf die streng phonetische Schreibung und machte sich möglichste Schonung des Wortbildes zur Pflicht".

Die Diskussion über dieses Thema ist heute noch nicht verstummt, doch hat die seither mächtig sich entwickelnde Mundartliteratur entschieden den Weg eines weiteren Ausbaus der phonetischen Schreibweise beschritten. Man denke z. B. nur an die Bücher des Schaffhausers Albert Bächtold. Vorderhand aber brachte Gfeller eine gewisse Ordnung in die damals fast anarchisch zu nennenden Verhältnisse in der Dialektliteratur.

Die Leute des bernischen Heimatschutzes, welche den „Heimisbach" mit Jubel begrüßten und seine Verbreitung förderten, sahen sich in ihren hochgespannten Hoffnungen sogar noch übertroffen, indem das Buch einen wahren Triumphzug durch die bernischen Lande antrat. Wie die Stadt Bern in Rudolf von Tavel ihren Lokaldichter gefunden hatte, so erhielt nun auch das bernische Bauerntum wiederum einen bedeutenden Gestalter. So hieß es, und einige enthusiastische Zeitungsschreiber sprachen schon von einem zweiten Gotthelf, was allerdings verfrüht war und sicher von Gfeller selber am allerwenigsten geglaubt wurde. Das liegt schon in dem beschei-

denen Untertitel ausgedrückt, den er seinem Buche gab: „Bilder und Bigäbeheite-n-us em Pureläbe".

Denn, obschon „Heimisbach" ein Wurf genannt werden konnte, den der Autor seither nie mehr überboten, ja kaum noch erreicht hat, so kann das Buch doch nicht mit gutem Gewissen einem der Hauptwerke Gotthelfs an die Seite gestellt werden. Ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis genügt, um uns von dem vorwiegend anekdotenhaften Charakter des Buches zu überzeugen. Wir brauchen nur einige von den zehn Kapitelsüberschriften hierher zu setzen, um das augenfällig zu machen: „Es Purespinnetli im Hinderhuus — Huslütenyd u Dienstegschär — Meisundi — Wer liebt und der muß leiden — Verbundhäägiet". Jedes dieser Kapitel könnte füglich als selbständiges Feuilleton in einem Unterhaltungsblatte stehen. Im Buche sind sie nur lose durch eine gemeinsame Handlung, eine harmlose Liebesgeschichte, zusammengehalten. Der Wert dieser anspruchslosen Geschichten liegt nicht, wie etwa bei Gotthelf, in der hohen epischen Linie, in der zwingenden psychologischen Beweisführung und der hinreißenden Wucht der geschilderten Persönlichkeiten. Er liegt im liebevoll besonnten Detail bäuerlichen Daseins, in der Behutsamkeit der gemütvoll gemalten behaglichen Gestalten, in der keuschen Reinheit ihrer Gesinnung. Er liegt ferner in den häufig hervorzüngelnden humoristischen Einfällen, die, wie z. B. beim „Chometschit" und der „Schallhäse", sich gelegentlich zu grotesken Figuren auswachsen können. Ganz besonders liegen Gfellers Erzählertalent auch alte, abgeklärte Bauern, wie die „Ruehbettchünige", die aus der Stubenecke heraus junge, unerfahrene Leute, wie z. B. den abstinenten Schulmeister, mit ihren weisen Sprüchen zu lenken wissen, oder auch zarte Mädchen, die unter seiner Hand zu lieblichen „Veilchen" geraten, wie das Setteli.

Alle diese Vorzüge werden jedoch überboten von dem der meisterlich gehandhabten Mundart Gfellers. Hier dürfte es schwer halten, einen bessern an seine Seite zu stellen. Gfellers Berndeutsch ist es vor allem gewesen, welches dem „Heimisbach" in so kurzer Zeit jenen beispiellosen Erfolg verlieh und ihn mit einem Schlage zum gefeiertsten Berner Dichter machte. Diese Mundart beherrscht er und spielt auf ihr, wie ein Meister auf der Orgel. Alle Register stehen ihm dabei zur Verfügung, und es ist ein wahrer Ohrenschmaus, einem solchen Konzerte zu lauschen. Aus diesem „Muster" ist seither eine vielköpfige bernische Dichterschule hervorgewachsen, deren verehrter Senior Gfeller bis zu seinem Tode geblieben ist. Otto von Greyerz und Rudolf von Tavel errangen auf dem Gebiete des stadtbernischen Idioms ebenso große Erfolge; ihre Mundart ist sogar geistreicher, wenn man so sagen darf, witziger, nüancierter, reicher auch an Ideen. Was aber die substanzielle Treffsicherheit, die anschauliche Gestaltungskraft, die archaische Einmaligkeit der Ausdrücke betrifft, so ist ihnen Gfeller darin bei weitem überlegen. Daher vermochte er solche Schule zu machen.

Wenn wir uns erlaubt haben, den Ereignissen einwenig vorzugreifen, so deswegen, weil die später folgenden Erzählungen Gfellers gewissermaßen nur Variationen zu den im „Heimisbach" angeschlagenen Themen darstellen und daher wenig Neues mehr hinzuzufügen haben:

„Die Geschichten aus dem Emmenthal", „Em Hag no", „Steinige Wege", „Meieschößli", „Aemmegrund", „Drätti, Müetti u der Chlyn", „Der Abgott", „Seminarzyt", „Eichbüehlersch" und „Landbärner" haben keines die Auflagezahl von „Heimisbach" erreicht. Dort wo Gfeller sich der Schriftsprache bediente, und zwar einer guten Schriftsprache, vermochte er die originale Wirkung der mundartlichen Stücke nicht zu erreichen; am ehesten noch dort, wo er, wie z. B. im „Rötelein", zu einer Mischung beider griff.

Allen ist jedoch eines gemeinsam: Die dem unmittelbaren persönlichen Erlebnis abgelauschte Naturtreue, sowie die absolute Ehrlichkeit der künstlerischen Absicht. Zusammen ergibt sich ein farbenreiches, köstlich unterhaltsames Bilderbuch unteremmenthalischen Bauernlebens inmitten einer vom Dichter von klein auf bewohnten Landschaft der Höger, Eggen und Krächen. „Zu allen meinen Geschichten hat mir irgend ein Lebenseindruck den Anstoß gegeben. Darum blieb fast ausschließlich der bäuerliche Lebenskreis mein Stoffgebiet. Hätte ich unter Industriearbeitern gelebt, so würde ich ganz sicher auch Arbeiterschicksale geschildert haben. So aber mußte ich bei dem bleiben, was ich von Jugend auf kannte und immer aufs neue zu beobachten Gelegenheit hatte".

* * *

Simon Gfeller wurde am 8. April 1868 in einer Sennhütte der Gemeinde Trachselwald geboren. In der autobiographischen Erzählung, „Drätti, Müetti u der Chlyn", hat er uns seine Kinderjahre köstlich geschildert. Sie bewegten sich inmitten kleinbäuerlicher Sorgen und harten Existenzkampfes. Als dann dem Vater die Stelle eines Bannwartes anvertraut wurde, erwarb er sich ein eigenes, stotziges Heimwesen nahe der bernischen Staatsdomäne „Zugut" auf dem Boden der Gemeinde Lützelflüh. Nach jahrelangem, fleißigem Ringen hielt endlich ein bescheidener Wohlstand Einzug in die Familie des Bannwartes, so daß dem „glirnigen" Simon nun der Eintritt ins Bernische Staatsseminar ermöglicht werden konnte. In den Erinnerungen an die „Seminarzyt" berichtet er uns später von seinen ersten Versuchen als Verseschmied.

Nach dreieinhalbjährigem Studium in Hofwil erwarb er sich 1887 das Primarlehrerpatent und übernahm dann zuerst eine Lehrstelle in Grünenmatt und nach seiner Verheiratung mit der Lehrerin Meta Gehrig zusammen diejenige auf der Egg bei Lützelflüh. Nach 33jährigem Wirken daselbst zog sich das Ehepaar Gfeller 1929 vom Lehramt zurück und baute sich in der Nähe ein eigenes Wohnhaus, die „Grabenhalde".

Das Schulhaus auf der Egg sowohl, wie nachher die Grabenhalde wurden zum Stelldichein bernischen Schrifttums. Aber es waren nicht allein die schriftstellerischen Leistungen Gfellers, die eine solche Anziehungskraft ausübten, sondern ebensosehr die Persönlichkeit des Autors. Ein Besuch in seinem Hause gestaltete sich immer zu einem ganz besondern, sonntäglichen Ereignis. Keine Etikette stellte sich hindernd zwischen den Kontakt mit dem Menschen Gfeller — auch der Altersunterschied nicht. Kein Ruhm vermochte diese urwüchsige Natur jemals der Bescheidenheit zu berauben; kein Lob oder Tadel war imstande, den seines Eigenwertes allerdings wohl bewußten Dichter aus dem unerschütterlich in sich ruhenden Gleichgewicht zu bringen. Umgeben von einem sonnigen Familienleben, von vielen Blumen, von Originalgemälden, Zeichnungen und Aquarellen, z. T. von eigener Hand stammend, oder von seinem Sohn Werner oder dem allzufrüh verstorbenen Schwiegersohn Werner Neuhaus, trat er dem Besucher entgegen, die unvermeidliche Tabakspfeife in der Hand, mit den aus braungebranntem, knorrigen Bauernkopf schalkhaft hervorblitzenden, tiefliegenden Augen schon zum voraus eine witzige Antwort ankündend. Nach wenigen Minuten schon war einem, als sei man öfter dagewesen. Ganz behutsam stieg dann ein Wünschlein herauf: So möchte man auch sein!

Nur zu rasch verflogen jeweilen die kurzen Besuchsstunden bei nie ausgehendem ernstem und heiterem Gesprächsstoff, aber auch bei gutem Bauernimbiß aus schmuckem Steingutgeschirr. Es war, als ob hier der Frühling ewig währte, und beschwingten Fußes verließ man den Berg, um mit frischen, guten Vorsätzen in den Alltag zurückzukehren. Nichts Negatives, Zersetzendes war an dem Manne, nur gewinnende Güte.

Kein Wunder, wenn ihn auch die Mitbürger aus der Gemeinde selbst verehrten, liebten und, was noch erstaunlicher war: auch lasen! Als Gfeller vor die Öffentlichkeit trat, umstand ihn bereits eine erwachsene Generation, deren Lehrer er gewesen, ein unvergeßlicher Lehrer! Daher wies sie es nicht von der Hand, auch fernerhin Schüler zu bleiben. Sein ganzes schriftstellerisches Werk ist eine einzige Lektion. Daher drängt sich der Vergleich mit Gotthelf nun doch noch auf. Denn auch der schriftstellernde Pfarrer von Lützelflüh wollte erziehen. Indessen ist allzubekannt, daß seine Leute ihn gar nicht, oder nur mit Protest lasen. Das erklärt sich nicht allein aus dem Hinweis darauf, daß Gotthelf die Sonde der Kritik unerbittlicher ansetzte als Gfeller; denn auch Gfeller hielt ihnen einen Bauernspiegel hin. Aber Gotthelf ist von außenher gekommen; er besaß daher eine viel größere Distanz zu seinen Mitbürgern. Er konnte infolgedessen objektiver sein bei der Gestaltung ihrer Schicksale, die er aus den Niederungen enger Bauernstuben in das kühlere Licht symbolischer Allgemeingültigkeit emporhob. Diese Distanz mußten sie jedenfalls fühlen, und vielleicht ahnten sie sogar, daß sich Gotthelf ihrer nur als Modell bediente, um höheren Zwecken zu dienen. Das machte, daß sie sich vor ihm

verbargen, um nicht ans Licht gezogen zu werden. Denn die Emmenthaler scheuen die Öffentlichkeit.

Ganz anders Gfeller. Er stammte selber aus ihrer Mitte, war ganz von ihrem Fleisch und Blut, äußerlich und innerlich, sprach ihre Sprache, aß ihre Speise und kleidete sich mit ihrem Tuch. Triebartig fühlten sie sich zu ihm hingezogen als ihrem Vorbilde, das nicht so hoch gestellt war, als daß es von ihnen nicht doch noch hätte erreicht werden können, wie ihnen schien. Das verpflichtete aber andererseits ihren Schulmeister, sie zu schonen; ihre Liebe mit Gegendiensten zu vergelten, mehr nach ihren Vorzügen hinzublicken und ihre Mängel wenigstens nicht zu übertreiben. Zu schonen, sagte ich. Das war indessen nicht Gfellers bewußte Absicht, sondern eher Bedürfnis. Denn der „geniale Dämon", welcher zwischen Gotthelf und seinen Modellen ein naiv herzliches Verhältnis nie hatte aufkommen lassen, spielte bei Gfeller eine geringere Rolle. Ferner ist schon öfter darauf hingewiesen worden, wie z. B. von Prof. H. Baumgartner, daß in Gfellers Büchern die großen sozialen, wirtschaftlichen und weltanschaulichen Fragen, die Meinungsverschiedenheiten hervorrufen, nur einen sehr unbedeutenden Raum einnehmen, während sie bei Gotthelf sowohl Ausgangspunkt wie Ziel darstellen. Das ist erstaunlich, wenn man bedenkt, daß Gfellers Wirksamkeit vorwiegend in die Kriegs- und Zwischenkriegszeit hineingefallen war, ohne sein Schrifttum wesentlich zu beeinflussen. Denn die oben zitierten Worte Gfellers bilden dafür keine vollgültige Erklärung: „Hätte ich unter Industriearbeitern gelebt, so würde ich ganz sicher auch Arbeiterschicksale geschildert haben". Die stürmisch bewegte Gegenwart hat nämlich auch das Bauerntum in seinen Grundanschauungen verändert, so daß für Gfeller das Problem „Zeitgeist und Bernergeist" ebenfalls gestellt war. Daß er davon nur geringe Notiz nahm, liegt daher in seiner Eigenart begründet und beleuchtet wohl die Grenzen seiner Sendung.

Gfeller kannte seine Grenzen; deshalb blieb er bei seinem Leisten und kam nicht in den Verdacht, etwas gelten zu wollen, was er nicht war. „Bilder und Bigäbeheite-n-us em Pureläbe", lautet der schon erwähnte Untertitel des „Heimisbach". Dieser „Heimisbach" ist außer Otto von Greyerz auch noch Emil Günther gewidmet, welcher zwei Jahre zuvor die bekannte Anekdotensammlung „Ds Järbsyte Peters Gschichtli vom alte Napolion u dem Chräjebüehj" herausgegeben hatte (1908). Und das letzte Buch Gfellers, „Landbärner", trägt den Untertitel „Mundartgschichte u Müschterli". Er kehrte nicht zu seiner ersten Liebe zurück, sondern ist ihr zeitlebens treu geblieben: Dem Mundartfeuilleton mit unterhaltend-belehrendem Zweck.

Damit gelangen wir zu einem neuen Kapitel von Gfellers Wirksamkeit. Gut 25 Jahre lang ist er zu Stadt und Land und fast in allen Kantonen der deutschen Schweiz am Vortragspult zu Vorlesungen aus eigenen Werken aufgetreten, und zwar häufiger als die meisten seiner

Kollegen. „Ich bekomme", so schrieb er mir einmal (1925), „der Einladungen so viele, daß ich jeweilen bloß etwa den Drittel bis die Hälfte annehmen kann". Und ein andermal: „Ich gehe überhaupt mit dem Gedanken um, anfangs Winter ein Inserat zu erlassen, daß ich keine Vorlesungen und Vorträge mehr annehmen könne".

Vorträge liebte er nicht besonders. Als wir ihn einmal für einen solchen über Gotthelf verpflichten wollten, lehnte er mit folgenden Worten ab: „Ich habe den Vortrag zweimal gehalten, vor dem „Schweizerischen Schriftstellerverein" und der „Gesellschaft für Volkskunde" der Stadt Bern, obschon es immer schlechten Kaffee gibt, wenn man das zweitemal Wasser über das gleiche Pulver schüttet. Ihn ein drittesmal zu halten, brächte ich nicht mehr fertig". (Der Vortrag erschien dann gedruckt in diesen Blättern *).) Wir mußten uns damit abfinden und auch mit der ironischen Anspielung auf die Preziosität des einladenden Vereins, wenn er den Brief mit folgenden Worten schloß: „Ich bin mehr für die Gestaltung als für das Referieren und habe, wie Aron, eine schwere Zunge. Auf der andern Seite begreife ich gut, daß ihr in der Kunstgesellschaft nicht geschwellte Kartoffeln servieren könnt. Ich will nächster Tage noch für kurze Zeit auf die Lüderen hinauf, um mit den Jägern über die Gräte zu wandern".

Die Vorlesungen dagegen bildeten ihm jahrelang das Hauptanliegen seines schriftstellerischen Berufes. Hier probierte er gewissermaßen seine Geschichten am Objekte aus. Nach seinem eigenen Bekenntnis gab er wenige vor dieser Probe in Druck. Es war ihm bewußt, daß die berndeutsche Mundart in erster Linie eine gesprochene Sprache ist, und daß ihre formalen und gehaltlichen Schönheiten sich nur dem Ohre in ihrer unerschöpflichen Fülle ganz offenbaren können. Dazu kam, daß Gfeller ein ganz hervorragender Interpret seiner eigenen Werke war. Nicht allein seine großartige Beherrschung der Mundart, sein klangvolles und bildsames Organ trugen dazu bei, sondern ebenso sehr seine ganze Erscheinung. Wenn Gfeller im Vortragssaale auftrat, so war das weniger eine literarische als vielmehr eine allgemein bernische Angelegenhit. Man begrüßte in ihm nicht den Dichter, sondern den typischen und zugleich sympathischen Vertreter des bernischen Bauerntums, den „Landbärner". Etwa so, wie man bei Tavel den „Stadtbärner" begrüßte. Und wenn Gfeller inmitten seiner Vorlesung innehielt, die Brille auf die Stirne schob, um sich dann umständlich mit einem roten Bauern-„Nasenlumpen" zu schneuzen, so wirkte das wie mitgebrachte Requisiten von der Heimatschutzbühne und gar nicht wie ein berechnetes Mätzchen eines raffinierten Vortragsmeisters.

Sein Programm war fein auf den guten Durchschnitt des einfachen

*) Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur, 4. Jahrg., Heft 4, Juli 1924.

Zuhörers abgestimmt. Es fing meistens mit Ernst an, leitete dann über in fröhliche Situationskomik, um hierauf mit wehmütig ernsten Tönen zu schließen, ganz so wie das bernische Volkslied: durch Tränen lächelnd.

Dann schlugen ihm auch jene Herzen entgegen, deren literarischer Geschmack vielleicht nach bedeutenderer Kost ausging. Denn wo Mensch und Dichter solchergestalt aus einem Guß geformt sind, da strömt Wohlgefallen aus ihm her, und die kritische Frage nach dem Format muß vor der unmittelbaren, zu Herzen dringen Wirkung verstummen.

Mit diesen Vorlesungen hat Gfeller seine Lesergemeinde weit über den Kanton hinaus vergrößert und zugleich der Mundartliteratur überhaupt einen großen Dienst erwiesen. Heute erst ermißt man ganz, wie damit auch einer nationalen Pflicht gedient worden ist. Denn die Rettung unserer schweizerischen Mundarten — das geht u. a. aus den gegenwärtigen Pressediskussionen hervor — gehört so gut wie der Mehranbauplan zu den Aufgaben der Erhaltung unserer nationalen Selbständigkeit, zur geistigen Landesverteidigung.

Ähnlich sind auch die Anstrengungen zu bewerten, welche vom bernischen Heimatschutztheater gemacht werden. Seine Erfolge vermag nur der zu ermessen, welchem das niedrige Niveau des Volkstheaters in der Schweiz kurz vor dem Eingreifen des Heimatschutzes im Jahre 1905 noch in Erinnerung geblieben ist. Zu den Zensoren des neuen Heimatschutztheaters (von Greyerz, Reinhard, Münger u. a.) gesellte sich nun auch Gfeller. Es mag interessieren, ihn auch von dieser Seite kennen zu lernen. Aus der Begutachtung eines eingereichten Stückes, dessen Schluß die Frage offen ließ, ob sich die Schuldige nachher den Tod gibt oder nicht, setzen wir folgende Auslassung Gfellers hin: „Stirbt sie oder nicht, heiratet sie oder nicht? Dies ist die Frage aller naiven Gemüter und muß auf der Bühne gelöst werden. Nach meinem Dafürhalten muß sie sterben. Der Tod sühnt alles. Über den Leichen mögen sich dann die entzweiten Väter versöhnen. Den Gemeindepräsidenten sähe ich lieber als wirklichen, wenn auch starrsinnigen Ehrenmann; wir haben sonst Vorgesetzte mit Dreck am Stecken genug in unsern Theaterstücken".

Wir halten diese Äußerungen für typisch. Sie charakterisieren den Zensor einmal mehr in seinem Bestreben für klare Lösungen, sittliche Vorbilder und versöhnende Ausgänge auf der Volksbühne. Übrigens hat der Verfasser des zensierten Stückes diesen Ratschlägen Folge gegeben und ist gut gefahren damit.

Gfeller hat auch, wie oben bereits mitgeteilt, selber einige Beiträge zum Heimatschutz-Theaterprogramm geliefert, die sich z. T. gut gehalten haben, wie etwa „Hansjoggeli der Erbvetter" und „Geld und Geist", beides Gotthelfstoffe, in denen der gute Geist über die Geldgier den Sieg davonträgt.

Neue Stoffe allerdings hat Gfeller für die Volksbühne nicht geliefert, und es kann nicht geleugnet werden, daß seine Beispiele inbezug

auf das dramatische Temperament, die Verve des Dialogs, die straffe Zuspitzung der Handlung, die Explosion der Entscheidungen recht viel zu wünschen übrig lassen. Das mag demjenigen erstaunlich erscheinen, der mit Recht darauf hinweist, daß die meisten Gfellerschen Erzählungen doch schon größtenteils von Dialogen leben. Gewiß, aber es sind nicht dramatische, sondern epische Dialoge; sie erzeugen wenig Handlung, sondern berichten bloß von ihr. Die Bühne aber verlangt nicht nur, daß auf ihr geschossen werde, sondern daß der Schuß auch treffe. Gfeller kannte auch diese seine Grenze und hätte wahrscheinlich ohne das Drängen seiner Theaterfreunde die Bühne nicht betreten. Seine beiden Gotthelfbearbeitungen haben Gotthelf nicht verbessert; man darf sogar sagen, daß Gotthelf in der Erzählung dramatischer war, als Gfeller auf der Bühne. Vom volkserzieherischen Standpunkte aus gesehen — und der war dem Bearbeiter wegleitend — ist es jedoch zu begrüßen, wenn das Volk „Geld und Geist" wenigstens in dieser Gestalt kennen lernt, als sonst überhaupt nicht. Und es kann nicht eifrig genug auf den „Dramatischen Wegweiser für die Dilettantenbühnen der deutschen Schweiz" (herausgegeben von der Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft) hingewiesen werden, an dem Gfeller mitgearbeitet hat. In der Geschichte der schweizerischen Volks-Theaterkultur, oder doch zum mindesten auf dem Wege zu einer solchen, gebührt dieser Arbeit große Anerkennung.

* * *

Der Erfolg seiner Bücher und die vielen Ehrungen, die Simon Gfeller schon zu Lebzeiten in reichlichem Maße zugefallen sind, haben das Glück dieses liebenswürdigen und seltenen Optimisten weitherum sichtbar leuchten lassen. Mehrere Literaturpreise und zuletzt sogar der Titel eines Ehrendoktors der Universität Bern sind ihm verliehen worden. Sie galten unseres Wissens nie nur einem einzelnen Werk, sondern stets der Gesamtleistung, „in Anerkennung seiner Kunst, bernisches Volkstum dichterisch darzustellen, in Anerkennung seiner Verdienste um bernische Mundart und seiner volkserzieherischen Bedeutung", wie es Prof. H. Baumgartner umschreibt. Zu dieser Gesamtleistung gehörte auch seine charaktervolle Persönlichkeit, die es Volk und Behörden leicht machte, Simon Gfeller wahrhaft zu achten und zu lieben. Ich glaube nicht, daß Gfeller den Titel „Doktor" jemals vor seinen Namen gesetzt hat: „Simon" hatte hier herum genug Gewicht. Die schwungvolle „S"-Schleife, die seine Unterschrift zum eindrücklichen Schriftsymbol stempelte, sagte sogar mehr, wie übrigens auch sonst die prachtvolle steile „Gothik" seiner klaren Handschrift Gfellers Briefe schon rein äußerlich in Geschenke verwandelten.

Eine von innen heraus glückliche Natur, wie Gfeller es war, zieht das Glück in ihren Bann und strahlt es wieder auf andere aus. Sie nimmt die Ehrungen ohne viele Umstände entgegen, freut sich ihrer, ohne sie höher zu bewerten, als sie es verdienen, wirft sie jedoch nicht hochmütig

beiseite, wie eingebildete Menschen es tun und damit die Geber kränken.

Als ihm seine engsten Freunde Otto von Greyerz, Rudolf Münger und Rudolf von Tavel durch den Tod entrissen wurden, fing es an, auch um Gfeller herum einsam zu werden. Die Krankheit streckte ihre kalte Hand ebenfalls nach ihm aus.

Aber ein junges Heimatdichtergeschlecht war inzwischen herangewachsen — doch nicht gegen, sondern für ihn. Und wenn er selbst die Beschwerden einer Reise nach Bern, wo die Jungen zusammensaßen, nicht mehr auf sich nehmen konnte, so stellte ein Gruß, ein Brief, ein freundliches Gedenken den Kontakt immer wieder her. Das gab ihm Kraft und Mut, die Feder auch jetzt noch nicht aus der Hand zu legen, sondern seinem hohen Alter noch einen Roman, „Eichbühlersch", und einen letzten Strauß Erzählungen, „Landbärner", abzutrotzen.

Es kann sein, daß von diesem letzten Buch nur der Titel übrig bleiben wird. Denn er sagt vielleicht mehr noch, als der Inhalt selber, wie sehr der Dichter, ob bewußt oder nicht, mit dem Ausdruck „Landbärner" sein ganzes Werk etikettiert und mit den schwarz-roten Farben seines geliebten Kantons umbunden hat.

Am 8. Januar 1943 hat Simon Gfellers Erzählerherz aufgehört zu schlagen. Auf dem letzten Gang von der Grabenhalde hinunter nach Lützelflüh begleiteten ihn Vertreter aller Volksschichten, vieler Behörden und Berufskorporationen. Er glich einem kantonalen Trauertag. Man wird die tief empfundenen Worte der am Grabe gehaltenen Reden drucken und zusammenbinden lassen und dennoch den eigentlichen Gfeller „Simmen" darinnen nicht mehr finden, weil der warme Ton seiner Rede, der gütige und zugleich schalkhafte Blick seiner Augen, kurz, die ganze erfreuliche Einmaligkeit seiner eigenartigen Gestalt im Sichtbaren und Unsichtbaren nicht so leicht in Worte zu fassen ist. Sein Name aber wird lange noch wie ein Symbol dessen wirken, was man an der emmenthalischen Bauernrasse zu rühmen hat: ihre unverwüstliche Vitalität, ihre zuverlässige Redlichkeit und ihr unbestechlicher Wirklichkeitssinn, gemischt mit einer guten Dosis verzeihenden Humors gegenüber menschlicher Unzulänglichkeit.